



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 7.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

7.



In der letzten Zeit ist mehreremale Schluß der Debatte angenommen worden, während doch noch verschiedene Redner, zu denen auch ich gehörte, zu Worte zu kommen wünschten. Daraus geht hervor, daß sich bei der Mehrheit der verhängnisvolle Irrtum eingenistet hat, es könne jemals genug oder gar zu viel geredet werden! Das kann furchtbare Folgen haben, für welche ich und meine politischen Freunde die Verantwortlichkeit feierlich ablehnen müssen. Die im Parlament unterdrückte Eloquenz muß und wird sich mit elementarer Gewalt anderwärts Bahn brechen, und niemand wird in seinen vier Pfählen vor dem Einbruch empörter Redefluten sicher sein. Ich bin glücklicherweise in der Lage, meine Privattribüne besteigen und mir die nötige Erleichterung verschaffen zu können. Nun müssen Sie sich aber auch gefallen lassen, daß ich, dem Beispiele berühmter Kollegen folgend, auf Gegenstände zurückgreife, welche bereits von der Tagesordnung verschwunden sind.

Die Beschränkung der Redefreiheit führt mich naturgemäß auf das Sozialistengesetz, welchem der Abgeordnete Liebknecht die Mord- und sonstigen Schandthaten der letzten Jahre zur Last legt. Der verehrte Abgeordnete ist ohne Zweifel in der Geschichte, und namentlich in der Geschichte der Revolutionen, viel besser bewandert als ich, und wird daher imstande sein, die in mir aufgetauchten Bedenken gegen jene Äußerung zu widerlegen. Wahrscheinlich existierte z. B. in Frankreich im Jahre 1792 ein (von der reaktionären Geschichtschreibung tückisch verschwiegenes) Sozialistengesetz, welches die Unterdrückten zu den Septembermorden zwang; wahrscheinlich war es auch ein Sozialistengesetz, welches den tugendhaften Bürgern von Paris im Jahre 1871 das Petroleum aufnötigte. Aber dergleichen Thatfachen müssen in aller Form ans Licht gestellt, nicht so beiläufig oder, um mit Herrn Rickert zu reden, nebenher erwähnt werden. Geschichtsfälschungen sind ja so schwer auszurotten! Die Beispiele liegen nahe genug. Trotz aller Protestationen glaubt die Welt noch immer, daß Hödel und Konsorten, gleichviel, ob sie Mitglieder der sozialdemokratischen Vereine gewesen oder nicht, aus deren Schule hervorgegangen seien, und daß die Philanthropen, welche jetzt im freien Amerika Vorstände von Banditenfachschulen sind, solange der Partei der Herren Bebel und Liebknecht angehört haben, bis es ihrer Verrücktheit und Dummdreistigkeit in Deutschland unheimlich wurde. Herr Liebknecht versagt dem Treiben der Dynamitriche seine „Billigung“; das ist gewiß sehr — zart von ihm; aber daß diese Zartheit schlecht belohnt, daß er von den Entschiedensten dafür angefeindet wird, wie er sagt, kann ihn wohl nicht wundern. In der politischen Gegend, in welcher er sich aufhält,

darf sich niemand einbilden, wenn er Trumppfaß ausspielt, könne er nicht übertrumpft werden, oder wenn er an der Wand sitzt, könne niemand „linker“ sitzen: die einen steigen ihm auf den Kopf, die andern versuchen mit dem eignen Kopfe durch die Wand zu rennen und erklären alle, die dazu noch zu viel Vernunft oder Vorsicht besitzen, für Reaktionäre und Verräter. Goethe hat diesen Erfahrungssatz einmal in ziemlich unhöflicher Form ausgesprochen. Wenn Herr Liebknecht sich daraus nichts macht, daß frühere Freunde ihn in die Acht erklären, ist das schon ein gutes Zeichen. Denn, wie ich mir habe sagen lassen, handeln nicht selten Politiker gegen ihre bessere Einsicht lediglich aus Furcht, daß irgendein entschiedener Dummkopf sie als Unentschiedene, als Halbe, als Abtrünnige ausschreien werde. Dem Terrorismus solcher Helden muß man begegnen wie den Gespenstererscheinungen. Also nur fest zugegriffen, Herr Liebknecht, und der Popanz wird niemand mehr in Schrecken setzen.

Aber wie noch jedesmal, wenn sie über das Ausnahmegesetz Klage führen, sind die Redner der sozialdemokratischen Partei auch in der Reichstagsführung vom 31. Januar der Beantwortung der entscheidenden Frage vorsichtig aus dem Wege gegangen. Es giebt gewiß in Deutschland heute keinen politischen Menschen, der nicht sofort das Sozialistengesetz durch ein andres ersetzen möchte, welches nur auf diejenigen Parteien gemünzt wäre, welche den Umsturz des Staates und der Gesellschaftsordnung mit allen Mitteln auf ihre Fahne geschrieben haben. Niemand will den Arbeitern die Diskussion der sozialen Frage verbieten. Wenn sie glauben, sich ihre sauer erworbenen Pfennige absparen zu müssen, um sich von Nichtarbeitern etwas von einem Zukunftsstaate vorphantasieren und sich gegen die praktischen Bestrebungen zur Besserung ihrer Lage einnehmen zu lassen, so wird man das in ihrem Interesse beklagen, aber da gegen nicht die Polizei zu Hilfe rufen. Denn die ruhige Reformarbeit muß endlich doch den Leuten die Augen öffnen. Aber Lossagen müssen sie sich offen und unzweideutig von den Mordbrennern und Meuchelmördern, ausstoßen müssen sie die gewissenlosen Schwächer, welche ihnen einen Hebert, Delescluze u. s. w. als Vorbilder aufstellen. Warum halten die Wortführer im Parlament hinter dem Berge? Fürchtet sich etwa auch da einer vor dem andern? Giebt es auch unter ihnen Communards, Cordeliers und Jakobiner, die einander nicht über den Weg trauen?

Da sollten sie sich an den Freisinnigen ein Exempel nehmen. Richter und Rickert, Rickert und Richter, ein Herz und eine Seele, bald wird man ihre beiden Namen in einen zusammenziehen können. Doch glaubt man immer, derjenige, welcher zuletzt gesprochen hat, sei der größere. War — & — nicht er haben in der Kornzolldebatte? So habe ich mir immer Savonarola vorgestellt, wenn er düster Lodernden Blickes die Florentiner zur Buße und zum Opfer alles sündigen Besitzes, der Landwirtschaft, des Gewerbes u. auf dem Altar reinen Freihandels antrieb. Oder würde ich ihn besser mit den Propheten des alten

Bundes vergleichen? Wie dem sei, ein großer Prophet ist er, und sein heiliger Zorn gegen den Reichskanzler ist schon durch die Hinterlist gerechtfertigt, mit welcher dieser Rickerts Prophezeiungen regelmäßig zu Schanden macht. Nur auf die beiden schleswig-holsteinischen Bauern hätte Rickert sich nicht berufen sollen. Denn sind sie Bauern vom Schlage des Herrn Dirichlet, so will ihr Zeugnis nicht viel besagen, und sind sie echte Bauern, so ist es noch viel schlimmer, dann vertreten sie ja ihre Standesinteressen, dürfen also von einem freisinnigen Parlamentarier allenfalls über auswärtige Politik oder über Fragen des höheren Unterrichts, aber beileibe nicht über bäuerliche Angelegenheiten zum Worte gelassen werden. Hingegen war das schönste in den beiden langen und an so vielen Schönheiten reichen Reden zur Verteidigung des von der Regierung bedrohten Einmaleins folgende Stelle: „Die Danziger Rheder sind viel zu stolz, die Staatshilfe anzurufen, von der sie doch wissen, daß sie ihnen nichts helfen kann.“ Das ist einmal ein vernünftiger Stolz, ein Seitenstück zu dem jenes Handelsmannes: „Ich bin stolz darauf, ein Jude zu sein, denn warum? wenn ich auch nicht stolz darauf wäre, wäre ich doch ein Jude, bin ich lieber gleich stolz darauf.“ Jetzt wäre ich nur begierig zu erfahren, ob sie auch stolz sind auf ihren Vertreter, die Rheder?

Schließlich muß ich mich heute eines Auftrages entledigen. Ein im Auslande lebender Deutscher hat mir ein Schreiben mit der Bitte um Mitteilung desselben übersandt, weil er glaubt, daß für einen Nichtwähler ein Nichtgewählter das geeignetste Organ sei. Das Schreiben lautet:

Der Telegraph giebt sich zwar zu sehr vielen unnützen Bottschaften her, aber jede scharfsinnige Entdeckung, jeden geistreichen Einfall des Abgeordneten Richter kann er doch nicht verkünden, so lange für den Allerredseligsten nicht eigne Kabel gelegt werden. Und da wir schon gewohnt sind, die Spalte der Telegramme in unsern eignen Zeitungen als das Inhaltsverzeichnis der später folgenden deutschen Blätter zu betrachten, können uns leicht die wichtigsten Aussprüche des Prinzen Eugen des armen Ritters entgehen, wenn sie dort nicht wenigstens mit einem Schlagwort angekündigt waren. Das Lesen der Zeitungen nimmt ja ohnehin mehr Zeit weg, als wir eigentlich verantworten können; wer aber alle Verhandlungen in allen Parlamenten gewissenhaft verfolgen wollte, müßte an seine Tage noch ein gutes Stück ansetzen lassen. So bin ich erst spät und ganz zufällig zur Kenntnis der Äußerung E. Richters gelangt, daß die Deutschen im Auslande sich durch Manifestationen nach dem glorreichen 15. Dezember „unangenehm bemerklich“ gemacht hätten. So ungefähr soll der Ausdruck gelautet haben. Und diese Freude hat uns der Telegraph nicht gegönnt! Herrn Richter und Konsorten unangenehm zu werden, war gewiß eine der Absichten bei den erwähnten Manifestationen; er braucht deshalb nicht eitler zu werden, als er schon sein mag: wir haben ihm nur einen geringen Teil des schuldigen Dankes abgetragen, da er sich den nationalgesinnten Deutschen

unangenehm zu machen pflegt, beinahe so oft er den Mund aufthut. Wenn er uns übrigens das Recht abgesprochen hat, in solchen Fragen mitzusprechen, weil wir keine Steuern zahlen, so hat er vergessen, daß viele Deutsche im Auslande sich bereit erklärten, die ungeheure Summe, welche das Deutschland der Herren Richter und Windthorst nicht aufbringen kann, aus ihrer Tasche zu decken. Über den erhabenen Standpunkt der Betrachtung dieser ganzen Angelegenheit natürlich kein Wort. Ich habe leider den Lessing nicht zur Hand, um wörtlich zu zitiren, aber mir klingt die Abfertigung des Marchese Marinelli im Ohre: „Darüber zu streiten — mit Ihnen!“ Einen guten Rat indessen möchte ich dem Herrn Richter zukommen lassen: er sollte einmal ins Ausland gehen! Nicht mit einem Rundreisebillet, nicht einzig, um im Kreise von Gefinnungsgenossen das tausendmal Geredete abermals zu reden; nein, um unter Fremden zu leben und ein nützliches Tagewerk zu verrichten. Vielleicht thäte ihm das gut. Ich habe solche klimatische Kuren vielfältig von dem besten Erfolge gekrönt gesehen. Nicht alle, das versteht sich — bei weit vorgeschrittener Schwindsucht versagen ja auch Kairo und Madeira häufig. Aber wenn des Lebens Kern noch nicht zerstört ist, gefunden die meisten. Da kommt bei so manchem, der alles Nationale längst „überwunden“ zu haben glaubte und bei dem Worte Vaterland nur mitleidig zu lächeln liebte, die ursprüngliche Natur wieder zum Durchbruch. Da wird einer, dem es Gewohnheit geworden war, alles Heimische mit Verachtung und Hohn zu besprechen, zu dessen entschiedenem Verteidiger gegen Haß und Unkenntnis der Fremden. Da lernen viele beschämt wieder Anhänglichkeit an den Boden, der sich nach Danton nicht an den Schuhsohlen mitnehmen läßt. Da sehen sie, wie in jedem andern Lande alle Parteien zusammenstehen, sobald die nationale Größe und Ehre ins Spiel kommt, mit welcher Art von Achtung der Fremdling behandelt wird, der sich durch Verunglimpfung seiner Heimat angenehm zu machen sucht; da empfinden sie mit Stolz alle Mißgunst, welcher der Deutsche heute begegnet, alles Geklaffe in Nähe und Ferne allein als den Beweis dafür, daß Deutschland „reitet.“ Das kollegiale Anerbieten des Herrn Wörmann, ihn zum Besitzer einer afrikanischen Insel zu machen, auf welcher er den parlamentarischen Musterstaat etabliren könnte, scheint Herr Richter nicht angenommen zu haben. Allein er braucht auch gar nicht so weit zu wandern. In jeder Himmelsrichtung könnte schon beim Überschreiten der Grenze die Schule für ihn beginnen; und wenn er so aus einer Entfernung von hundert oder etlichen hundert Meilen beobachten würde, wie seine guten Freunde darüber verhandeln, ob denn das reitende Deutschland wirklich Sattel und Zaum und Sporen nötig habe, und ob es nicht Luxus, ja sogar gefährlich sei, das Pferd zu beschlagen, sintemalen der wißbegierige Wolf der Fabel, welcher den unter dem Huf des Pferdes angebrachten Namen lesen möchte, von dem Hufeisen arg zugerichtet werden könnte: dann würde er vielleicht Neigung verspüren, sich seinen guten Freunden unangenehm bemerklich zu machen.